



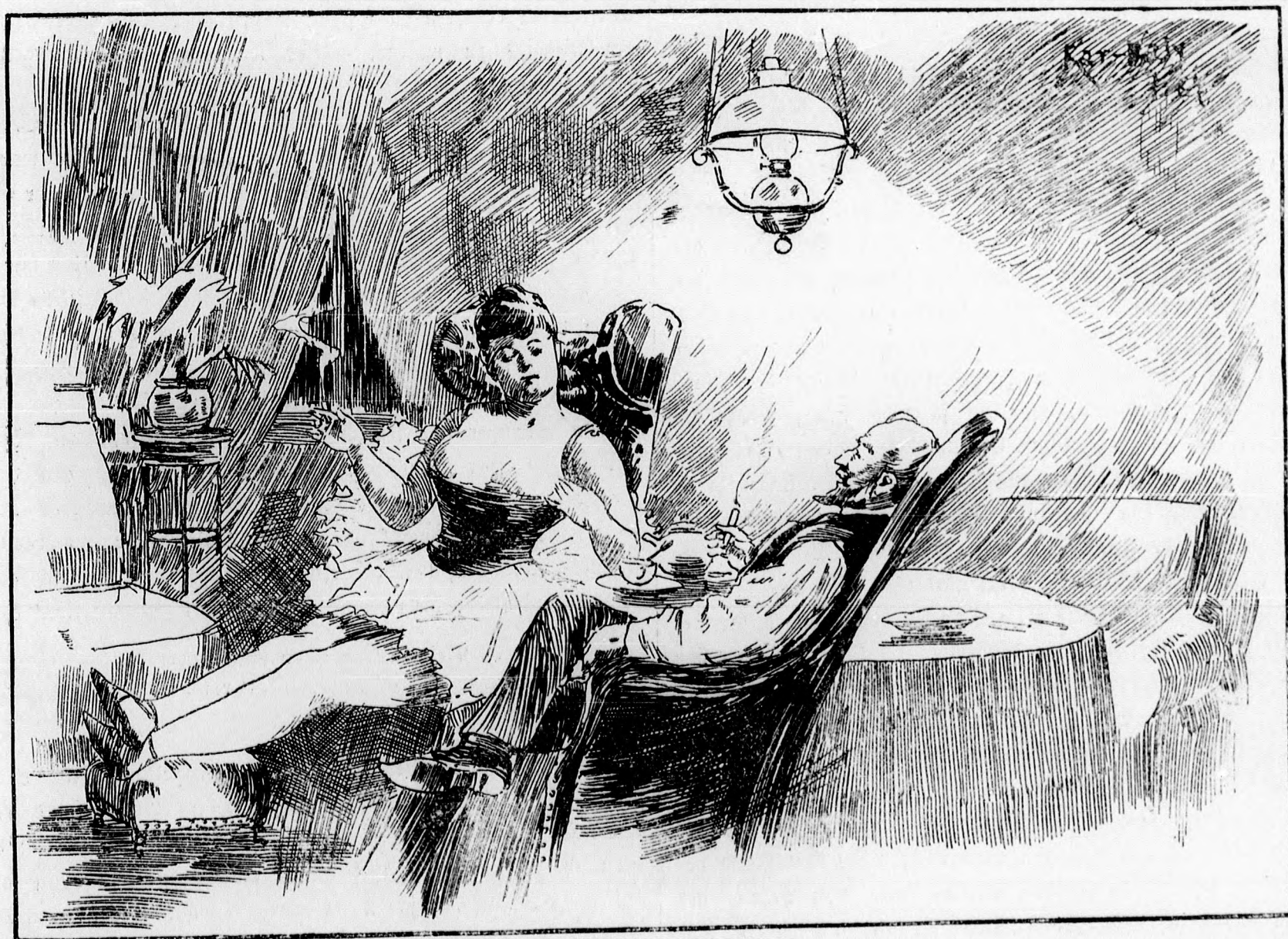
Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Heften à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf $\frac{1}{4}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.

Sylvester-Betrachtungen.



- An wen denken Sie jetzt, reizende Sylvia?
- An Sie, Herr von Edelstein.
- Charmant! Und was denn?
- Ob ich auch heute über ein Jahr noch mit Ihnen — den Thee nehmen werde.



Der Indiscretions-Apparat.

Novelle von **Chrysoluv.**

Frau Amanda von Erzau hatte alle Ursache, mit ihrem Weihnachtsgeschenke zufrieden zu sein; hat man einen neuen Hut, eine prachtvolle Robe, einen kostbaren Schmuck dazu, sich damit in der Doffentlichkeit sehen zu lassen, so kann ein, in ein stylvoll gearbeitetes Gehäuf verschlossener Phonograph ganz gut dazu dienen, sich in der Intimität damit hören zu lassen. Der Ruf des Phonographen verbreitete sich im Kreife der Freundinnen Amandas mit wahrhaft elektrischer Schnelligkeit und der Besuche, die alle in das reizende Boudoir geführt sein wollten, um dort den indiscreten Apparat plaudern zu hören, war alsbald kein Ende mehr. Amanda empfing die Freundinnen gerne und setzte ihnen zuliebe mit unverwüflichem Vergnügen die Walze des Plauderkastens in Rotation; war sie ja doch sicher, sobald der Apparat jene ganze berühmte Christnachtszene herrezitirt hatte, keinesfalls die Bemitleidete zu bleiben. Es ließen sich während der Produktion sehr interessante Studien machen! Eines Tages war die reizende kleine Frau des charmanten Direktionssekretärs gekommen; man sah es der niedlichen Blondine, die sich auch erst ganz vor Kurzem im Schatten des Baumes der Erkenntniß gelagert hatte, auf den ersten Blick an, daß sie vor Neugierde sieberte, mit den eigenen, winzigen, rosenfarbigen Ohren zu hören, was sie von dem Wunderapparat bisher nur mittelbar, durch Andere vernommen hatte; und als dann das zauberische Mahagonikästchen alle, alle, selbst seine unsagbarsten Indiscretionen preisgegeben, hatte sie Amanden mit einem Blicke seelenvollen, tiefinnigen Einverständnisses die Hand gedrückt, so lebhaft, so verzückt, daß es Frau von Erzau, als sie in das hold geröthete Gesichtchen schaute, fast wie eine Umwandlung von — Neid überkam. Nächstens einmal war wieder die Gemahlin des Herrn Oberfeldkriegskommissärs dagesewen, eine stattliche Dame in den besten Jahren. Die hatte sich, sobald der Apparat pikant zu werden anfing, mit einem

unnachahmlichen Ausdruck von Prüderie in dem al fresco decorirten Antlitz der Thüre zugewendet und sagte in den Salon zurückgekehrt zu der jungen Frau des Hauses:

— Sie sind da offenbar dupirt worden, Liebe; es kann unmöglich eine Erfindung neuerer Zeiten sein, welche derlei längstverschollene Märchen reproduzirt.

Einem Besuche wollte Amanda partout keine Audienz am Phonographen gewähren, obwohl die betreffende junge Dame ihre Busenfreundin vom Pensionat her war; Rosalie führte eben noch den Titel „Fräulein“. Sie war eine deutsche Jungfrau hehrster Art und hatte auf der Schule in Poesie und Rhetorik immer den ersten Preis errungen. Rosalie hatte sich den Zutritt ins Boudoir mit vieler Mühe förmlich erzwungen. Merkwürdiger Weise bekundete sie beim Anhören der Produktionen durchaus nicht dieselbe Ausdauer, wie zuvor bei der Bewerbung um das Entrée; sie sank in einen Fauteuil hin und unterbrach den elektrischen Schwäger mit dem klassischen Zitate: „Genug der Worte! Nun laßt uns Thaten sehen!“

*

Indeß — wir wissen es ja — mit der Zeit nützt sich Alles ab. So erging es auch Amandens Phonographen. Er wurde allmählig weniger und immer weniger gefragt und endlich kam eine Zeit, wo das elegante Ebenholzkästchen mit einer dicken Staubschichte bedeckt war. Die junge Frau selbst war es überdrüssig geworden, sich eine und dieselbe Geschichte immer wieder erzählen zu lassen; Neues aber wußte der Apparat niemals zu melden, — er war ein schrecklich ungelehriger Patron!

Das Frühjahr brachte dem Generaldirektor von Erzau eine angenehme, eine sehr angenehme Ueberraschung. Es waren wichtige geschäftliche Transaktionen durchzuführen und der Generaldirektor war dazu ausersehen, die betreffenden Verhandlungen zu leiten. Eine glückliche Durchführung derselben mußte für seine Carrière, sein Ansehen und seine gesellschaftliche Position von weittragender Bedeutung sein. Ein Tropfen Bitterniß mischte sich allerdings in die Freude: die Angelegenheit erheischte weite Reisen und mußte ihn voraussichtlich für den ganzen Sommer von seinem häuslichen Herde fernhalten. Herr von Erzau war untröstlich darüber; Amanda dagegen vermochte es über sich, ziemlichen Gleichmuth zu bewahren und so oft der Herr Gemahl seiner Desperation über die bevorstehende Trennung beredten Ausdruck gab, setzte sie sich ans Klavier und schlug die rührende Arie aus der „Resignation“ an:

. . . Mein Liebster ist so weit entfernt —
Je nun, ich hab' entbehren gelernt . . .

*

Der schmuclce Direktionssekretär von Haldenner war ohne Frage ein vielseitig gewandter junger Herr. Er verstand es, durch seine gesellschaftlichen Gaben alle Welt zu entzücken; er verstand es zumal, den schönen Frauen und Mädchen die Köpfe zu verdrehen; ja in letzterer Zeit wußte er sogar manche Dinge, von denen er früher keine Ahnung gehabt hatte. So zum Beispiel wußte er, daß die schöne Erzau einen in Ruhestand versetzten Phonographen in ihrem Boudoir habe; er wußte ferner, daß sie fast jeden Tag nach Tisch in dem allerliebsten kleinen Gemach eine halbe Stunde zu ruhen pflegte;

endlich wußte er Amandas Kammermädchen — weiß Gott durch welche Zaubermittel — zu bewegen, ihm eines schönen Vormittags, während Madame ausgegangen war, den Apparat zu zeigen und ihn behufs gründlichen Studiums des inneren Mechanismus und der dazu gehörigen Tempiruhr eine Viertelstunde lang mit dem Apparate allein zu lassen.

Amanda, die schöne Stroh Wittwe, hatte mehrere Einkäufe besorgt, einige Besuche gemacht, sodann außer dem Hause gespeist und war ziemlich erschöpft nach Hause zurückgekehrt. Sie zog sich sofort in ihr Boudoir zurück und lagerte sich auf die schwellende Chaise longue, um der Ruhe zu pflegen. Da, mit einem Male wurde — der seit lange verstummte Phonograph wieder laut; aber — was war das?! durch die Stille des lauschigen Gemaches klang nicht die Stimme, nicht der Text, welche der Apparat früher hatte hören lassen! Es war eine sonore, klangvolle, metallreiche Männerstimme — diese kraftvollen und doch wieder so melodischen Töne: sie gemahnten so lebhaft an die kraftvolle und dabei doch so anziehende Gestalt des — jungen Haldenmer; ja, das war seine Stimme! Was war da vorgegangen? Amanda war im höchsten Grade neugierig geworden; sie legte sich bequemer in die Causeuse zurück, um mit Muße über die Lösung des Räthsels nachzudenken; zuvor aber trat sie an den Apparat und zog ihn frisch auf, um sich sein Sprüchlein noch einmal vorzulesen zu lassen.

In leidenschaftlicher Diction sprach es aus dem Apparate heraus:

„Gnädige Frau! Seit geraumer Zeit ist es mir in Herz und Seele klar geworden, daß ich fürder nicht leben kann ohne das schönste, geist- und reizvollste Weib, das hier auf Erden wandelt und dieses Weib — sind Sie! Amanda, ich liege hier zu Ihren Füßen und beschwöre Sie: wollen Sie endlich meine ehrerbietig flehenden Blicke, die Sie bisher immer so grausam vermieden, meine schüchternen und doch glühenden Worte, die Sie bisher immer so hartherzig überhörten, — wollen Sie sie endlich verstehen! Amanda, mein Glück oder mein Ende: Beides liegt in Ihren Händen. Erhören Sie mich und Sie sollen mit Ihren herrlichen Gluthaugen einen Mann schauen, der zu einem Gotte, wenn er ihm seinen Himmel zum Tausch antrüge, sagen würde: „Du armer Wicht, was hast Du mir zu bieten?!“

Der Phonograph schwieg. Amanda schwieg ebenfalls und lag eine Weile sinnend auf ihrer Causeuse. Dann klingelte sie ihr Stubenmädchen herein.

— Julie, hat Herr von Haldenmer, als er jüngst hier in meinem Boudoir war, nicht gesagt, wann er wieder zu kommen gedenke?

Das Mädchen war verwirrt, erschrocken und erwiderte stotternd und halb unverständlich, sie wisse von nichts.

— So, Du weißt gar nicht, daß er da war? Ich dachte, Du habest ihn hereingeführt. Er hat mir an dem Mechanismus des Phonographen etwas gerichtet. Wenn er wieder kommt, und ich nicht zuhause sein sollte, sag' ihm, der Apparat sei noch nicht ganz in Ordnung; ich lasse ihn bitten, er möge doch noch einmal nachsehen. Und dann — ich habe Dir eigentlich noch Etwas sagen wollen, es ist mir aber entfallen. Ja richtig: An meiner taubengrauen Seidenrobe will mir das

Arrangement nicht mehr recht gefallen; nimm sie Dir und laß Dir sie nach Deinem Geschmacke umarbeiten; die Rechnung der Confectionärin magst Du mir dann bringen, ich werde sie bezahlen.

Nachdem sich das Mädchen mit einem dankbaren Handkuffe und einem kaum merklichen, verständnißinnigen Lächeln entfernt hatte, stand Amanda auf und ging nachdenklich durch das Gemach. Auf dem Sophatische lagen die Zeitungen von Leute. Amanda's Blick fiel unwillkürlich auf eine in Riesenschrift gedruckte Annonce; sie las, nickte dann befriedigt mit dem Kopfe. „Das ist's was ich suche“ — sagte sie sich, trat an den Apparat und sprach in das Schallrohr hinein:

„Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen.“



O U J O U X.

Das Mitleid ist gar oft die Zwischenträgerin der Liebe.

*

Die Rache des getäuschten Weibes trifft immer weniger den Ungetreuen als dessen nächste Geliebte.

*

Liebe ohne Treue ist eine Münze ohne Prägung: sie hat keinen Werth.

*

Mit dem ersten Kuß schwindet gewöhnlich die Schüchternheit der Weiber.

*

Die Liebe gleicht einem Kartenspiel, in welchem Coeur immer Trumpf ist.

*

Eine Liebeserklärung ist wie eine chirurgische Operation: ein Bißchen zu viel oder zu wenig kann Alles verderben.

*

Die Liebe macht selbst die prosaischesten Menschen zu Poeten.

G. W—r.

Das Bleigießen.

Eine Sylvestergeschichte von Sidonie.

Die Kesi und die Nanni waren die besten Freundinnen in Berchtesgaden. Die Kesi war die pfiffigste Dirn in diesem kleinen Gebirgsneste, was man von der Nanni wieder nicht behaupten konnte. Dafür hatte diese die frömmsten Augen, das blühendste Gesicht und wohl noch andere blühende Sachen, die die Bursche nach der hübschen Nanni lüftern machten. Diese aber war für Keinen zu haben. Schon von Kindheit auf war sie still und verschlossen gewesen und zur Zeit, da den anderen Mädels das Mieder enger wurde, wenn ein hübscher Bursche ihnen nahe kam, zeigte die Nanni den Gang, in das nahegelegene Frauenkloster einzutreten. Diese Absicht hatte sie des Desteren der Kesi mitgetheilt. Die lachte zuerst darüber, dann wurde sie ärgerlich; denn sie konnte erstens nicht begreifen, was ein so mudelsauberes, kernfestes

In der Première von Othello.



— Was würdest Du an Desdemona's Stelle thun, Lucie?

— Ich würde auf vier Wochen nach Scheveningen gehen, bis meinem Othello — andere Gedanken kämen.



— Dieser Othello entzückt mich! Ach, warum gibt es heute keine Othellos mehr.

— Madame: weil die Desdemonas von heute sich lieber — mit Iago verständigen.

Dirndl in einem Kloster zu suchen habe und zweitens that ihr Gregor, ihr Bruder, leid, der in die Nanni sterbens verliebt war. Die Resi und ihr Bruder lebten ganz allein mit einander in dem hübschen Häuschen, das sie von ihren Eltern geerbt hatten.

Friedlicher als sie, lebten nicht bald Geschwister bei einander. Der Gregor war ein ordentlicher, fleißiger Bursche, der am liebsten Abends daheim saß, nachdem er tagsüber tüchtig im Feld und im Hause geschafft hatte.

Daher kam es, daß ihn die Nanni, die öfter Abends ihre Freundin aufsuchte, fast immer daheim fand und daß er somit die beste Gelegenheit hatte, sich recht gründlich in sie zu verlieben. Aber seine Gefühle, die zur Leidenschaft wurden, blieben unerwidert: die Nanni war blind und taub für seine Verliebtheit.

„Wia a Stock is!“ seufzte er jedesmal, wenn sie ging. Aber einmal war er ihr im Walde begegnet, als sie, eine Holzlast am Kopfe, den steilen Steg niederstieg, der zum Dorfe führte.

Eine Weile waren sie freundlich plaudernd nebeneinander hingegangen; da begann ihr Bündel zu wanken, weil sie an einen Baumast gestreift hatte. Dienstfertig half er ihr, es wieder in die rechte Lage zu bringen; dabei streifte seine Hand ihre Wange, ihre Brust. Das Blut stieg der Nanni in's Gesicht und sie konnte nur hastig athmen — wie er. — Schweigend gingen sie das letzte Stück des Weges hintereinander. Er sah auf ihre volle, geschmeidige Gestalt, die sich so hübsch in den Hüften wiegte; er sah die Conturen ihrer Hüften,

ihres Busens und seufzte wieder und wieder, wenn er dachte, daß Alldies mit einer härenen Rutte bedeckt werden sollte. Der Gregor faßte seine Sache nicht gerade klug an, — hätte er mehr Courage gehabt und hätte er sich die Abweisungen der Nanni nicht so zu Herzen genommen, er wäre wohl längst an sein Ziel gelangt.

Von jenem Tage an kam die Nanni seltener in Gregors Haus. Er wurde darüber recht betrübt, was die Resi bald weg hatte.

Sie war ein sehr resolutes Ding, mochte den Bruder nicht leiden sehen und hätte auch gern die Nanni eines Besseren belehrt.

Lange dachte sie darüber nach, wie da zu helfen sei und endlich hatte sie einen Gedanken.

Der Winter war längst angebrochen; Nanni war nur selten in's Haus gekommen, und wenn sie kam, saß sie schüchtern hinter dem großen Tische, und kam Gregor herein, dann sah sie auch nicht einmal auf, oder doch nur verstohlen und senkte rasch wieder die Augen. Gregor brannte lichterloh, die Resi konnte das nimmer mit ansehen.

Es war am Sylvester-Abend. Die Geschwister waren derzeit noch allein. Sie erwarteten nur einen Gast — die Nanni, die von der griesgrämigen Ruhme gerne flüchtete und sicherlich heute am liebsten in dem stillen, traulichen Zimmer der Geschwister das Jahr beschloß.

Der Schnee knarrt draußen, der Mond steht hoch am Himmel, der Frost zieht über das Land. Ueber die einsame

Dorfstraße schlüpft eine weibliche Gestalt. Es ist die Nanni, welche von der Freundin zum Bleigießen eingeladen worden.

Gregor ist allein im Zimmer, da sie eintritt. Er nimmt ihr dienstfertig das große Tuch ab, worin sie ihre runden Glieder gehüllt hatte. Sie wird flammendroth, denn er hat sie dabei an sich gedrückt.

„Gregor, thua so was net; Du waßt, i bin für so was net, i will in's Kloster.“

Er meint, daß sie viel besser „für so was“ als für's Kloster geeignet wäre — aber was kann er machen? Nicht abgekühlt, aber niedergedrückt sitzt er dann neben der Nanni, während die Kesi Backwerk und Rüsse und Glühwein bringt.

Und noch etwas bringt sie: eine Schüssel, in die sie Wasser gießt, einen Löffel und ein Klümpchen Blei. Das ist's, worauf sich die Nanni am meisten freut.

Sie ist fromm — ganz gut — aber noch viel mehr ist sie abergläubisch. Sie zittert förmlich vor Aufregung, als die Kesi diese geheimnißvollen Dinge auf den Tisch stellt.

Gregor und die Freundin nöthigen sie zu trinken; sie nippt von dem heißen, duftenden Wein, der ihr wie ein angenehmes Feuer durch die Kehle rinnt. Auch noch wo anders her kommt's wie Feuer: der junge Mann hat seine Hand auf die ihre gelegt. Rasch entzieht sie ihm dieselbe.

„Was bist denn gar so g'schamig? San mir do bald als wie drei G'schwister!“ So sagt die Kesi; woraufhin Georg abermals die Hand der Geliebten ergreift und nun ungehindert damit tändelt. Selbst als er immer höher kommt und mit einem kecken Anlauf den Leib der Nanni umschlingt, hat diese nichts mehr dagegen? Die Auslegung ihrer gescheiten Freundin hat ihr sehr gefallen. Dazu kommt die wohlige Wärme des Zimmers, das erhitende Getränk und die erhitende Nähe des verliebten Gregor.

Nun gießen sie Blei.

Zitternd hält Nanni den Löffel über die Flamme; zitternd vor doppelter Aufregung, vor Erwartung und deshalb, weil Gregor sich dicht an sie preßt. Zischend fällt das Blei in die Schüssel.

„Ni jegerl — des is ja gar nix g'word'n!“ meint die Nanni.

„Ei freili is was g'word'n. Sirt net? a Mann is: da san d' Arm, da san d' Fitaß, da is der Kopf — a kurz'n

Kopf hat er an und a Schnauzbart hat er a und sirt da — wie er d' Arm ausbreit'? 's is grad' als ob er nach Dir g'lengert (langte): denn di geht er an — der Mann, den 's Dir 'goff'n hast.“

Gregor lächelt hinter der Nanni auf die pfißige Schwester hinüber, die ihm einen beredten Blick zuwirft. Er hat sie rasch verstanden; nicht so die Nanni, die tiefathmend, mit verwunderten Augen auf das unförmliche Klümpchen Blei niederschaut, darin sie jetzt selber das zu erkennen glaubt, was ihr die Freundin eingeredet.

„A Mann!“ sagt sie träumerisch und läßt es mit heimlicher Wonne geschehen, daß Gregor seinen Schenkel gegen den ihrigen preßt.

„Jetzt muußt Du g'iaßn,“ sagt Kesi und schiebt Gregor den Löffel hin.

Er gießt.

„A Wick'kind!“ schreit laut die Nanni.

Was nun am Grunde der Schüssel liegt, sieht einem solchen Ding allerdings einigermaßen ähnlich.

„Des hat a Bedeutung!“ flüstert Gregor der Geliebten zu — und Nanni glüht bis an die Ohren.

Und nun gießt Kesi.

„O mein, was is denn das? A Kreuz?“ Sie denkt eine Zeitlang nach, dann ruft sie: „Na, so dumm z' sein, i waß schon: zum Kreuzweg soll i außi — durt werd' i den segn, der mir b'stimmt is.“

Die pfißige Kesi nimmt rasch das Tuch Nannis vom Kleiderhaken und sagt: „Blei' bin i wieder da“ — und draußen ist sie.

Die Nanni und der Gregor sind allein. Die Kesi ist nicht „gleich“ wieder dagewesen und somit haben die Zwei vollauf Zeit dahinter zu kommen, wie gar gern sie einander haben. Als Kesi wieder eintritt, findet sie die sonst so zaghafte Freundin in Gregors Armen. Erschrocken fährt sie auf: „Na — hast'n g'geg'n?“ stottert sie.

„Neamt (Niemanden) hab i g'geg'n — vielleicht muuß i statt Deiner in's Kloster gehn?“ neckt Kesi.

„Statt meiner?“ fragt Nanni gedankenvoll. Sie hat auch das Kloster längst vergessen.

„Und Du kriagst an Mann!“ scherzt Kesi.

„Und a kloans Wick'kind!“ setzt Gregor hinzu und drückt die Verschämte an seine Brust.

Kleine Ehestands-Scenen.



— Ja, lieber Ludwig, ich werde so lange den „Kleinen Anzeiger“ studiren, bis ich eines Deiner zahlreichen Rendez-vous entdecke!

— Und woran willst Du das entdecken, holdes Weibchen?

— An . . . an . . . an Deinem Stuhl, Du Angeheuer!



— Wohin schon wieder?

— Mein Schäkchen, ich muß in den Klub!

— Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr! An dem Tage, da ich den Namen Ihres — Klubs erfahre, sollen Sie auch den Namen meines — Klubs erfahren!

Die gesunde Stadt.

In einer Stadt (der Nam' thut nichts zur Sache,
Doch will ich soviel Euch verrathen hier,
Es ist ein kerngesunds Land und wenig
Hat die Statistik mit der Sterblichkeit
zu thun.) In dieser Stadt also, da hauste
Ein Apotheker, fromm und ehrenfest.
Wie es so kam, ich sagte schon, das Städtchen
War kerngesund, der brave Apotheker
Fand nichts in seiner Pflanz zu thun,
Verkaufte bald Recepte und Mixturen
Gegen Brevier und Rosenkranz, und wurde
Ein frommer Mann, den nur der Titel noch
An seines Amtes Pflicht erinnerte.
Da kam einmal zur Stadt ein Bauersmann,
Ein Riese schier an Muskeln und Gestalt,
Der ging den Apotheker um ein Mittel an
Gegen ein großes Leibweh, das ihn plagte.
Und zwischen Befen und Bekreuzigen
Reicht Jener ihm ein Fläschchen durch das Gitter;
Der Bauer zahlt und geht. Am andern Morgen,
Schon früh, kommt unser Apotheker
Mit frommem Wort das Tagwerk zu beginnen,
Und wie er umschauft nach dem weißen Schädel,
Der auf dem Tisch steht, und dess' Grausigkeit
Ihn täglich sollte an den Tod erinnern,
Vermißt er etwas. Ha! Du lieber Himmel!
Das Fläschchen concentrirte Schwefelsäure,
Das er dem Schädel als Symbol gestellt,
Ist fort, verschwunden! Heil'ger Aesculap,
Was that ich! Gestern — o gewiß, der Bauer —!
Und schon nach fünf Minuten rast des Weg's er
Hin nach dem Dorf, den Bauer noch zu retten
Vor sicher'm Tod, wenn es nicht schon geschehen.
Den Leib in kalten Schweiß gebadet, langt er
Vor der Behausung an. Der Riese steht
Abseits im Hof und dengelt, ganz gemüthlich
Ein Liedchen pfeifend, eine Sense blank.
Der Apotheker stuhl. „Du noch am Leben?
So nahmst Du noch nicht das Mittel ein?
O heil'ge Vorsehung, wie dank' ich Dir!“
„Das Mittel? — meint der Bauer ganz verlegen —
Das Mittel nahm ich gleich des Herrn Doktor,
Aber“ — „Was aber? Schreit der Apotheker,
Du nahmst's und lebst?“ — „Warum soll ich nicht leben?
Aber, Herr Doktor, nehmen's nicht für ungut,
Die Medizin, die kommt mir doch zu theuer.
Denn wissen's, Luff bekam ich schon danach,
Und wie! Doch jedesmal, da brannte
Ein kreisrund' Loch durch Hemde und durch Hose,
Da schau'n's!“

R. Gebal.

Moschus.

Von Armand Silvestre.

I.

Ja, Kommandantin, sprach der Admiral; das Moschus
stammt aus Thibet. Eine Art kleiner Hirsche, der so-
genannte Bisamhirsch, trägt es an einem Orte, den ich Ihnen
schicklicher Weise nicht nennen kann, in einer doppelten Blase,
die man indeß nicht verwechseln darf mit . . .

— Schon gut, unterbrach ihn die Kommandantin; ich
bin nicht neugierig. Wissen Sie, Admiral, daß es in Ihren
Geschichten sehr oft Einzelheiten gibt, welche eine Frau nur

schwer mit anhören kann. Versetzen Sie sich einmal in die
Haut eines jungen Mädchens . . .

— Mit Vergnügen möchte ich das thun, unterbrach sie
der unverbesserliche Seeheld. Doch ich fahre fort: Es gibt
Gelehrte, welche jedoch behaupten, daß das Moschus sich auch
in dem Fleische von Thieren ganz anderer Gattung finde.

— Was für Gelehrte? fragte Jacques in ungläubi-
gem Tone.

— Zum Beispiel der Doktor Pétenouille, der über
diesen Gegenstand eine ausgezeichnete Denkschrift voll der merk-
würdigsten Details verfaßt hat.

Jacques brach in ein schallendes Gelächter aus, das
sein Ende nehmen wollte. Und als der Kommandant und
seine Gemahlin ihm wegen dieses sonderbaren Benehmens Vor-
stellungen machten, rief er:

— Ach, wenn Sie wüßten, wie der Doktor Pétenouille
auf seine Entdeckung gekommen, Sie würden in meine Heiter-
keit mit einstimmen.

Und als ihn die Andern dringend aufforderten, zu er-
zählen, was er wisse, begann er folgendermaßen:

II.

Ich war erst achtzehn Jahre alt, als ich in den Ferien
meinen Oheim nach Ussat, dem reizenden Badeort in den
Pyrenäen begleitete. Ich hatte damals schon eine Geliebte da-
selbst und wahrlich, ich brauche mich ihrer nicht zu schämen.
Denn war Pauline auch nur eine einfache Bäuerin, so war
sie doch so viel werth, wie manche Andere, die sich mit bunten
Lappen behängt. Ihre einzige Schattenseite waren ihre Eltern.
Die Cabassous waren gemeine, filzige Bauern, häßlich und
schmutzig. Den ganzen Tag arbeiteten sie auf dem Felde und
ließen ihre Tochter zuhause, nicht ohne vor ihrer Entfernung
alle Lebensmittel sorgfältig zu verschließen, so daß für Pauline
kaum so viel dablieb, als nöthig war, um ihren Hunger zu
stillen.

An einem heißen Nachmittage, den ich gleich allen übrige-
gen mit Pauline in der schlechten Hütte ihrer Eltern zubrachte,
geschah es, daß plötzlich das Geräusch von herannahenden
Schritten uns in unserer stillen Unterhaltung störte. Meine
Bielgeliebte erschrak und ließ mich rasch in einen leeren Mehl-
kasten schlüpfen; als sie den Deckel zuklappte, flog der Mehl-
staub in die Höhe, daß ich Niesreiz bekam, den ich aber aus
Rücksicht auf den feierlichen Augenblick und auf die bevor-
stehende Gefahr unterdrückte. Man pochte draußen an die Thüre
und als diese geöffnet war, erschienen seltsame Gestalten in
der Stube.

— Lord Bisschirott! sprach eine majestätische Stimme
mit einem ausgesprochen englischen Akzente.

Der Mann, der sich in dieser Weise selbst anmeldete,
war nicht allein. Eine Dame, nicht allzu jung, war in seiner
Gesellschaft; er stützte dieselbe hilfreich unter der Schulter,
während ein langer Lakai auf der andern Seite ihr seinen
Beistand lieh. Diese Dame, blond und mager, machte bei
jedem Schritte eine bittere Grimasse, als ob ihr jede Bewe-
gung ihrer Beine unsägliche Schmerzen verursachen würde.
Vor der Thüre stand ein Mann, der ein mit einem Frauen-
sattel versehenes Maulthier am Zügel hielt.

— Wollen Sie sich setzen, Miß Arabella? sprach Lord
Bisschirott mit der nämlichen feierlichen Sanftmuth.

Miß Arabella stieß einen Schreckensschrei aus, wobei sie
den Sessel zurückwies, den Pauline rasch herbeigeht hatte.
Es gab da keinen Zweifel mehr: die Dame war zu viel ge-
ritten. Ja, die Maulthiere haben einen gar harten Rücken!
Lord Bisschirott betrachtete Miß Arabella mit tiefer Theil-
nahme; dann wandte er sich an Pauline und fragte leise:

— Haben Sie Cold-cream?

Sie betrachtete ihn erstaunt; die Bildung, die ich ihr
beigebracht hatte, erstreckte sich noch nicht auf die Kenntniß

dieser wollüstigen Salbe, welche die moderne Chemie für die elegante Welt erzeugt.

Meine vielgeliebte Pauline schaute den Engländer noch immer an; da sie aber sehr klug war, begriff sie endlich die Situation. Ohne ein Wort zu sagen, holte sie ein Stück Speck herbei, das ihre Eltern ihr zum Frühstück gelassen hatten.

— Shoking! machte Miß Arabella das Gesicht verziehend.

— Das wendet meine Frau Mutter an, wenn ihr der Esel die Hinterbacken zu arg zugerichtet hat, sagte Pauline mit ihrem häuerlichen Freimuth.

Der Engländer warf sich seiner Dame zu Füßen und flehte sie an, dieses ländliche, ihrer aristokratischen Reize so wenig würdige Aushilfsmittel zu akzeptiren; zugleich gab er ihr mit einer pathetischen Mimik zu verstehen, daß er selbst die Operation vornehmen wolle. Die Miß ließ sich endlich erweichen und — ich sah. Und als ich sah, sang ich im Stillen ein Loblied auf die Reize meiner Pauline.

Meiner Hymne fehlte es nicht an dem üblichen Weihrauch; denn das Hemd und die übrige Leibwäsche der Miß war sehr beträchtlich parsumirt; das duftete hervor, wie aus der Boutike eines Parfumeurs.

Als Lord Bisschrott mit seiner Operation zu Ende war, schlug Miß Arabella ihre Röcke mit der Miene einer beleidigten Königin wieder herab. Der Lord drückte Pauline einen Louisdor in die Hand und diese war darüber schier außer sich vor Freude.

Die Gäste entfernten sich, die Dame sichtlich erleichtert. Meine Geliebte legte den Speck wieder auf den hohen Kaminsims zurück und ich war eben im Begriff, mein Duett mit ihr wieder aufzunehmen, als die Ankunft neuer Gäste mich zwang, wieder in die Mehlkiste zu schlüpfen.

III.

Diesesmal waren es drei Jäger, deren zwei mir wohlbekannt waren: der Gerichtspräsident Montfessier und der Steuereinnehmer Humelevent, zwei Nimrode aus Toulouse, welche, gleich mir, ihre Ferien in der Umgebung von Tarascon zubrachten. Sie schienen wenig Jagdglück gehabt zu haben, denn ihre Jagdtaschen waren leer. Der Dritte, ebenso wenig bepackt, wie die Andern, war, Herr Admiral, Ihr famoser Doktor Pétenouille. Dieser war es, der zuerst das Wort an Pauline richtete:

— Haben Sie nichts zu essen für uns, schönes Kind? Wir sterben vor Hunger und Durst!

— Es ist gar nichts da, erwiderte Pauline traurig.

Der Gerichtspräsident gähnte wie Jemand, dessen leerer Magen rebellisch wird und der Steuereinnehmer schüttelte seine vertrocknete Zunge mit dem Geräusch eines Nußnackers.

— Könntest Du nicht wenigstens, sprach der Steuereinnehmer zu Pauline, uns einiges Geflügel aus Ussat holen? Wir selbst können nicht hingehen, weil man uns wegen unserer erfolglosen Jagd auslachen würde. Du sollst ein gutes Trinkgeld haben!

Das arme Mädchen war sicherlich trostlos, mich in meiner sonderbaren Lage zurückzulassen; allein sie wagte nicht Nein zu sagen. Mit einem Blick voll tiefster Theilnahme nach der Mehlkiste, in der ich zusammengekauert saß, entfernte sie sich, um die gewünschten Lebensmittel zu holen.

— Mir scheint, die Kleine habe sich über uns nur lustig gemacht, sprach der Gerichtspräsident Montfessier, als Pauline zur Thüre hinaus war. Wie wäre es, wenn wir uns auf die Suche nach irgend welcher Nahrung machten?

Der Steuereinnehmer Humelevent erhob die Augen gegen die Decke; seine Blicke blieben auf dem Kaminsims haften und plötzlich rief er aus:

— Schau, was ist denn das?

Er erhob sich alsbald und holte das uns bekannte Stück Speck herab.

— Das ist ausgezeichnet zum Rösten; sagte der Gerichtspräsident; die Schweine dieser Gegend sind vermöge ihres wohlschmeckenden Fleisches und Speckes weit und breit berühmt.

Herr Montfessier zündete in dem Kamin rasch ein Keisigfeuer an, schnitt mit seinem großen Taschenmesser das Stück Speck in drei Theile und begann dieselben zu rösten, während der Steuereinnehmer sich damit beschäftigte, den Tisch zu decken. Als Alles bereit war, setzten die Drei sich zu Tische und langten wacker zu. Kaum hatte Pétenouille die ersten paar Bissen von dem Speck gegessen, als er ausrief:

— Alle Wetter! — riecht ihr nichts?

Die beiden anderen Herrn blickten ihn erstaunt an, und dann, nach einer Weile sprach der Gerichtspräsident:

— Doch, doch, ich rieche; es ist Moschus!

Und nun sagte auch der Steuereinnehmer seine Meinung:

— In der That, der Speck riecht nach Moschus!

Doktor Pétenouille aber holte sein Notizbuch hervor und schrieb die folgenden Worte hinein, die er seinen Tischgenossen sogleich laut vorlas: „Das Fleisch der Schweine in der Gegend von Tarascon hat nicht nur einen ausgezeichneten Geschmack und sehr nahrhafte Eigenschaften, sondern es besitzt auch einen ausgesprochenen Moschusgeruch, was mich bestimmt der Academie der Wissenschaften den Vorschlag zu machen, dieser seltsamen Schweinegattung den Namen „Porcus muscadinus Linneensis“ beizulegen.“

Das, mein theurer Admiral, ist das Geheimniß der Denkschrift, von der Sie vorhin mit so vielem Stolze sprachen.

So schloß Jacques seine Geschichte.

Der Kommandant aber resümirte wie folgt:

— Es ist nach Alldem klar, daß der Bisamhirsch von Thibet und die Frauen das Moschus am nämlichen Orte tragen, nur nicht auf der nämlichen Seite.

P e d j.

In einer großen Gesellschaft rühmte sich ein junger, sader Beck, der Geliebte einer berühmten Sängerin zu sein, welche zu jener Zeit eben in der Stadt weilte. Dies ärgerte einen älteren Herrn und er beschuldigte den Jüngling der Ausschneiderei.

— Wieso, Herr? rief dieser erzürnt; mit welchem Rechte können Sie mich so ins Gesicht der Lüge zeihen? — Weil es mir so beliebt, Herr, und weil ich der Bruder der Künstlerin bin! — Das ist etwas Anderes! entschuldigte sich der Dandy; ich erlaubte mir allerdings nur einen schlechten Scherz und gestehe sehr gern, daß ich niemals der Geliebte des Fräulein * * * gewesen bin. — Und ich, sagte darauf der ältere Herr boshaft lächelnd, gestehe gern, daß ich der Bruder der Künstlerin nicht bin und sie gar nicht kenne.

Mit diesen Worten entfernte er sich. Alles blickte recht malitiös auf unsern Stutzer; dieser aber, dem neuerdings der Kamm zu schwellen begann, rief koch:

— Ich habe meine Behauptung vor jenem Herrn nur anstandshalber zurückgenommen, kann Sie aber, meine Herren und Damen, versichern, daß ich wirklich der Liebhaber der schönen Sängerin war und noch bin!

— Herr, Das lügen Sie! ertönte eine helle Frauenstimme aus der Gesellschaft; die Sängerin, die Sie so grausam verläumdten, bin ich selbst und Sie werden mir Rechenschaft geben müssen!

Der junge Mann verlor nach diesen Worten ganz seine Fassung, — er antwortete Nichts, nahm eiligst seinen Hut und fauste unter allgemeinem Gelächter zum Saal hinaus.

— Nun wahrhaftig, fuhr die Dame fort, als der blamirte Jüngling den Saal verlassen — der Herr hat heute viel Unglück! Ich bin nicht nur Fräulein * * * nicht, sondern ich habe dieselbe auch nie gesehen!

G. W-r.

Die erste Geliebte.

(5)

Roman von Catulle Mendès.

V. Kapitel.

Im dritten Stockwerke angekommen, betrat sie ihre Wohnung. In dem geräumigen, einfach ausgestatteten, mit grünem Nips überzogenen Vorzimmer wartete die Magd, eine sehr nette Person, weder jung noch alt, sehr anständig in ihrem Außern.

— Sind meine Mutter und meine Schwester heimgekehrt?

— Sie sind gar nicht ausgegangen, Madame. Ihre Mama ist ein wenig leidend.

— Ich komme sogleich zu ihr. Sie werden Fräulein Renée zu Bett bringen. Gute Nacht, mein Kind! Sei brav und schlaf sogleich. — Sie werden dann im Salon den Thee serviren.

— Sehr wohl, Madame!

Nachdem sie ihre Tochter geküßt hatte, ging sie voraus und Evelin folgte ihr schüchtern, verlegen, mit dem Hute in der Hand. Er befand sich jetzt in einem großen, in Weiß und Gold dekorirten Zimmer mit Boulemöbeln ausgestattet und von einer eleganten Kupferlampe erhellt.

— Gestatten Sie, mein Herr, daß ich Sie einen Augenblick verlasse. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen. Ich will mal nach dem Befinden meiner Mutter sehen. Sie ist schon betagt, so daß ihr Unwohlsein mich immer beunruhigt.

Sie entfernte sich durch eine große, unverbängte Thüre, die neben einem der beiden Fenster lag, gegenüber einer zweiten, ganz ähnlichen Thüre, die neben dem Kamin angebracht war.

Evelin stand noch immer und begann jetzt, da er allein geblieben war, das Gemach zu mustern. Er wußte nicht, was er sich denken sollte. Dieser Eintritt in eine ruhige, wohlhabende, aber gewöhnliche Behausung hatte ihn aus hochtrabenden Träumen gerissen. Wo war er? Bei wem befand er sich? Der Salon glich allen anderen Salons: Canapés, Kollfauteuils auf einem Teppich mit rothen Blumen auf grauem Grunde. Neben jeder Thüre stand ein geschlossener Spieltisch von schwarzem Holze. Einige Poufs, mit rother Seide, brachten einen hellen Ton in dieses ernste, dunkle Ameublement. Auf dem breiten Kaminsims stand zwischen zwei Armleuchtern eine große Pendule, geschmückt mit einer Nymphe, die auf einem Felsen in imitirtem mattem Golde lag. Evelin erblickte auf einem Gueridon ein Buch. Was für ein Buch mag das sein? Es war ein Roman eines zu jener Zeit bei den gebildeten Bürgerinnen sehr beliebten Autors, ein ruhiger, ehrbarer, erlaubter, gut geschriebener Roman. Evelin zuckte mit den Achseln. Er empfand eine gewisse Gereiztheit gegen dieses so kühle, saubere, korrekte Gemach und Born gegen dieses Buch. Wie war es möglich, daß das junge, schöne Weib, das die Gefährtin seiner Träume war, in einer solchen Wohnung hauste und solche Bücher las?

Jetzt kam sie zurück. Sie hatte Mantel und Hut abgelegt und er fand sie jetzt weniger schön. „Wie, mein Herr, Sie stehen noch immer?“ sagte sie mit derselben sanften, monotonen Stimme, wie im Restaurant. Sie wies ihm ein Fauteuil neben dem Kamin an; dann, als der Thee gebracht ward, bot sie ihrem Gaste eine Tasse davon, mit einer Vertraulichkeit, welche die Zurückhaltung nicht ausschloß. Sie hatte sehr gute Manieren; sie mußte von guter Familie sein, stets unter wohl-erzogenen Leuten gelebt haben. Aber — was machte er hier?

Ihm gegenüber sitzend, an der anderen Ecke des Kamins, begann sie sogleich von ihrer Mutter zu sprechen, als wäre er ein alter, vertrauter Freund des Hauses, und um das Befinden der alten Dame besorgt. Die Sache sei nicht ernst, Gottlob; ein wenig ermüdet . . . der Schlaf wird sie wieder herstellen . . . Er saß stumm und verlegen da. Allein,

als sie schwieg, sagte ihm die Höflichkeit, daß er das Gespräch nicht fallen lassen dürfe. Er wisse aus Erfahrung, sprach er, wie man um die Personen, die man liebt, besorgt sein könne. Auch seine Mutter sei von schwacher Gesundheit, gebrechlich, schnell außer Athem, oft ohne scheinbare Ursache genöthigt, zwei — drei Tage zu Bette zu bleiben. — „Wenn dem so ist, müssen Sie sehr sanft, sehr liebevoll sich benehmen, damit ihr jede Aufregung erspart bleibe.“ Und nun begann sie, in natürlicher Weise, ohne allzu große Neugierde zu zeigen, ihn auszufragen. Vor Allem, wie er heiße?

— Evelin Gerbier, Madame.

Der Name Evelin gefiel ihr nicht sehr; er sei zu gesucht. Sie liebe die einfachen Namen. Wenn sie einen Sohn hätte, müßte er Georges, Jean oder Charles heißen. Ein Mann soll sich nicht durch seinen Namen auffällig machen.

Dann fragte sie ihn über andere Dinge aus: ob er schon lange in Paris wohne, ob er daselbst viele Leute kenne, ob er sich schon für eine Laufbahn entschieden habe; sie begleitete seine Antworten mit einem Kopfnicken; aber als er ihr mit stärkerer Stimme und einem Ausdruck des Stolzes in den Augen erklärte, daß er Verse mache und sich der Literatur widmen wolle, schien sie erschreckt und meinte, dies müsse ein großer Kummer für Madame Gerbier sein. Und bei diesen Worten unspielte wieder jenes mitleidige, fast ironische Lächeln ihre Lippen, welches Evelin schon früher verletz hatte. Dieses Lächeln hatte er auf den Lippen der guten Provinzleute gesehen, wenn er von seinen Träumen, seinen ehrgeizigen Plänen sprach. Es war das nämliche blöde Lächeln der zufriedenen Mittelmäßigkeit. Er ward ungeduldig, erhob die Stirne und rief, es gebe nichts Schöneres und Erhabeneres, als sich der göttlichen Dichtkunst zu widmen. Welche Herrlichkeit kommt derjenigen gleich, von den dankbaren Massen gehört zu werden, über welche man, gleich einem huldvollen Gotte, die großen Ideen, die hehren Hoffnungen, den Heroismus, die Leidenschaft ausschüttet? Gewiß: er wußte nicht, was die Zukunft ihm vorbehalte; ob er zu Denjenigen gehöre, die das ruhmvolle Ziel erreichen, oder zu Denjenigen, die schon nach den ersten Schritten auf ihrem Wege ermatten. Er wußte nur das Eine, daß seine ganze Seele für immer der Liebe zur erhabenen Dichtkunst angehöre.

Vornüber geneigt, den Ellbogen auf das Knie stützend, schaute sie mit ihren weit offenen, hartnäckigen, verzehrenden Augen ihn an. Mit den lodernen Flammen ihrer Blicke umhüllte sie diese frische, von leichten Röckchen erhellte Stirne, diese feine, bebende Lippe, dieses Gesicht so bleich und rosig wie die Morgendämmerung, das Fleisch dieses zartgeformten Nackens, die jungfräuliche Frische dieses schwächtigen, hoch aufgeschossenen Jünglings. Und die Wirkung dieses Blickes ward allmählig eine so versengende, daß Evelin endlich zusammenfuhr, stotterte und zu sprechen aufhörte, wobei er erröthend den Kopf abwandte. Dieses Erröthen verrieth Evelins Unschuld und seine instinktive Furcht vor dem begehrtten, ungekannten Weibe. Sie aber hörte nicht auf, ihn unter der drohenden Gewalt ihrer Blicke zu halten; sie rückte näher, neigte sich noch mehr vor und biß sich die fieberisch bewegten Lippen, die in Feuchtigkeit schimmerten gleich einer schwitzenden Frucht, und sog mit geschwellten Rüstern irgend einen Duft ein.

(Fortsetzung folgt.)

Caviars Post.

P. P., Café Central, Dresden. Sie fragen um die Erklärung des Wizes in Nummer 38, Seite 376: „Ich weiß nicht wie lange die Haare der Gräfin sind.“ — Für jenen Leser, der Dumas neueste Komödie „Francillon“ nicht kennt, ist der Witz allerdings unverständlich; Francillon wetteifert nämlich hinsichtlich ihres langen, schönen Haares mit Rose Michon, der ihr unbekanntes Waitresse ihres Gatten.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Hatvanergasse 2.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Harisch-Bazar.